



# » ... KRIEGst mich nicht «

Von Wien aus gesehen, ist der Krieg nicht mehr als 500 Kilometer weit weg. Von Wien aus betrachtet, war immer wieder irgendetwas „in der Nähe“. Vor über hundert Jahren war Lemberg (heute Lviv) „in der Nähe“ aber doch ein bissl entfernt. So wie auch Triest „in der Nähe“ ist. Odessa wiederum ist das Triest der Ukraine: Mondän, weltoffen, frei, irgendwie „in der Nähe“. Die Fragmente einer Korrespondenz mit einem dort lebenden ukrainischen Maler – Gedankenfetzen zwischen Krieg und Frieden, weitergedacht und gemalt in Mauer bei Wien – sind hier unsere Korrespondenz. Übrigens: Wenn Kinder in den Weinbergen von Mauer bei Wien Fangen spielen und nicht gefangen werden wollen, dann sind sie nicht zu KRIEGEN.

---

Gedanken zum Überleben im Krieg von **Herbert Maurer**

---

**23/03/22 Lieber HM!**

*Ein neuer Friede, eine neue Erde, eine neue Ordnung wird von fleißigen Händen Lieder singend erschaffen und gemalt werden – naja, so ganz bin ich aus der guten alten Sowjetpropaganda noch nicht rausgekippt, die ja immerhin großzügig und weitsichtig war, wenn man die Leinwandgröße als Maßstab nimmt. Das, was aber immer wieder bleibt, das ist die Ordnung, das hausfrauliche Prinzip, der sechste Sinn der Sekretäre. Nirgendwo liegt die Ordnung, der Duft des Systems, die Idee der „tabula rasa“ so schön in der Luft und wird von*

**Odessa**

*den noch verbliebenen schlagenden Herzen und kaputten Hirnen mehr gespürt und geliebt als beim Anblick einer zerbombten Stadt oder eines abgebrannten Hauses oder einer in ihre Einzelteile zerlegten Großmutter im Luftschutzkeller. Das ist der Atem der Zukunft, die neue Transparenz, weil eben nichts mehr da ist oder wenigstens nichts mehr im Weg steht und die Sicht auf das Nichts verstellt. Eine so richtig plattgemachte Stadt inspiriert auch deshalb, weil das Abstrakte so lebendig ist. Maler müssen ja immer etwas vor Augen haben: Der Unterschied zwischen ein Haus und kein Haus ist jetzt auch ohne Augen ziemlich sichtbar. Ahoi!*

**Dein TK**

25/03/22 Lieber TK!

Mauer bei Wien

Kann sein, dass Du richtig malst: Deine Kinderszenen in verhaltener Panik, in der Ungewissheit, ob der Kasperl denn wirklich erschlagen sein könnte. Zu den Nachrichtenbildern wären die Kinderszenen von Schumann ein passender Sound. Wenn wir auf unsere Glatzen zB. „Kind“ draufschreiben, dann sprengen sie uns liebevoll in die Luft, damit wir wenigstens einmal ein richtiges „Bumm“ hören. Niemanden interessiert unser Gerede über den „Kopf als letzte Zuflucht fürs Hirn“, vor allem in der kalten Jahreszeit, aber auch dann, wenn es mit oder ohne Helm heiß hergeht. Deine Erkenntnis „Kopfschuss ist Kopfschuss“ gefällt mir ganz gut und erspart uns die Dialektik zwischen dem Schönen und dem Nichts. Über den Tod des Hirnes oder einer Großmutter können wir nur wie spielende Kinder nachdenken. Deshalb sind diese mit langsamen Farben gemalten, bunten Geschichten so gut. Die Fernseher überreden uns zu einem falschen Tempo, denn der Krieg ist ziemlich langsam, zwischen „Bumm“ und „Bumm“ vergeht viel Zeit oder vergeht eben nicht. Wir aber – weit weg – sollen interessiert sein, mitten drin, im Herzen des Wahnsinns, im Arsch des Todes, hinter dem Bühnentürl der Katastrophe ... Lass unseren Hafen grüßen!

Dein HM

12/05/22 Lieber HM!

Odessa

In der Schule, im Frieden, haben wir gelernt, dass wir als Maler, sowohl das Sichtbare als auch das Unsichtbare konstruieren und dekonstruieren. In einem sanften, aber auch grellen, richtiggehend mutigen oder verwaschenen Hin und Her zwischen Realismus und Dekonstruktivismus und sonst irgendwelchen originellen Spielarten des Verkäuflichen oder Unverkäuflichen, des Himmlischen oder der allerbuntesten Scheiße auf Leinwand Ein Soldat, der sich ja mitten in der sichtbaren Welt befindet, die er entweder unsichtbar zu machen hat oder in ihrer zerbrechlichen Sichtbarkeit irgendwie beschützen will, tut etwas Ähnliches wie wir, nur tut er das im Kollektiv, nicht immer, aber wenn man unseren Fernsehbildschirmen vertrauen darf, doch ziemlich häufig, oft nicht sehr spontan aber durch eine gewisse Massenhaftigkeit doch ziemlich effektiv (konstruktiv oder destruktiv)

Dennoch sind die Soldaten oder ihre Masterminds als Theoretiker und Professoren, auf einem anderen Reflexionsniveau, oder, anders und etwas unhöflicher gesagt: Ihre Reflexionsfähigkeit ist gleich null oder hat entsprechend der Hierarchie gleich null zu sein, während wir zwar auch – angesichts der militärischen Realität – totale Nullen sind, aber immerhin hochreflektiert, jedoch nur reflektiert bzw. von uns selbst in unserer Totalreflexion schon so gut wie erschossen.

Trotz dieser in der Qualität völlig verschiedenen Herangehensweise an das Wesen des Sichtbaren befinden wir uns in derselben Realität oder bilden uns dasselbe ein, weil diese Realität ja auch völlig unreal sein könnte. Die etwas irrealen Frage: Ist ein gemalter Toter toter als ein toter Toter oder ein nicht gemalter Toter, will ich hier gar nicht in den Raum stellen, auch

nicht die Frage, wie tot der Tod eigentlich ist, weil wir und die Soldaten diesen Herren mit oder ohne Hut in völlig anderen gesellschaftlichen und kulturosoziologischen Zusammenhängen kennengelernt haben.

Ein Kollege von mir hat noch als Kind mit dem Herrn Tod in einem Strandcafé hier in Odessa ein Eis gegessen. Zuerst hat er seinen Hut bewundert, was den Tod gefreut hat, weil dieser Sinn für Stil und Form auf eine Zukunft als Künstler hindeuten würde, wie der Tod damals meinem ahnungslosen Kollegen verriet. „Es soll aber Menschen geben, die fast ausschließlich aus Hut bestehen, oder aus einem Helm oder aus einer Perücke, der Rest wäre zu vernachlässigen. Ohne Hut oder Helm oder Perücke wären sie einfach unsichtbar und so gut wie tot, die jeweilige Kopfbedeckung wäre realer, intelligenter und klüger als der Kopf, auf dem sie säßen.“

Heute stellt sich angesichts der Fernsbilder und dieser ziemlich lauten Explosionen die Frage etwas anders oder der berechnete Gedanke des Todes über die Lebendigkeit des Menschen hat eine andere Wendung genommen. Was bleibt von einem Menschen, der davon überzeugt ist, zu leben und in den Geburtenbüchern oder Wahllisten auch als ein Lebendiger aufscheint übrig, wenn man ihm den Hut vom Kopf schießt, wenn in seinen Helm ein viel zu großes Loch geschossen wird oder wenn der jeweiligen Dame bei der letzten Vergewaltigung ihres Lebens mit der Perücke der Mund gestopft wird? Was aber passiert, fragte sich das Eis essende Kind am Tisch des Strandcafés in Odessa, dieses Kind, das später einmal ein ziemlich durchschnittlicher Maler werden sollte ... Was würde passieren, wenn man diesem Herrn Tod seinen Hut vom Kopf schösse? Blicke da noch etwas Bemerkens- oder Beachtenswertes über? Wäre der Tod, auch wenn er ohne seinen Hut noch lebte, wohl doch eher tot als lebendig?

Heute, unter ziemlich anderen Lebens- oder Todesumständen fragen wir wohl eher, was wohl mit dem Hut des Todes passiert sein könnte; ist der schöne Hut des Todes damals am Strand nun tot oder hat er überlebt und wer trägt ihn jetzt?

Hat der Tod einen anderen Hut auf und wenn dann welchen? Wie Du siehst sind wir irgendwie im Fasching. Einfach das richtige Kostüm oder die richtige Kopfbedeckung, solange man noch einen (funktionierenden) Kopf hat, mit keinen Splintern oder Patronen im Hirn, und die Welt sieht anders aus und die Landschaft, ob sie nun tot ist oder nicht, ist und bleibt einfach „malerisch“, alles eine Frage der Perspektive und der Farbgebung.

Dein TK

14/05/22 Lieber TK!

Mauer bei Wien

Während andere auf ziemlich großen Bildschirmen das „Große Ganze“ vor Augen haben, gehört unsere detailverliebte Aufmerksamkeit, unsere etwas schüchtern gewordene Konzentration den kleinen Dingen, eben den Details, aber nicht nur den Scherben, den Splintern, sondern den – sagen wir – „Nippes der Macht“. Schließlich funktioniert unser Sehen und Erken-

nen aufgrund der Kürze der Momente zwischen dem ziemlich lauten Nichts und dem etwas weniger lauten aber immer noch ziemlich ungemütlichen „weniger als Nichts“ ikonographisch, das haben wir ja gelernt, je weniger religiös, desto besser.

Da wäre etwa die Grünpflanze zur Linken des Schreibtisches von Putin. Eine etwas schüchterne Dekoration, die aber im Frieden des Büros, sozusagen im toten Winkel der Weltgeschichte vor sich hinwachsen und gegossen werden darf. Diese sehr diszipliniert vor sich hinwachsende Pflanze im rustikalen braunen Topflebt also im Frieden, im Schatten der Macht, ein wenig „hinterrücks“ möchte man meinen.

Auch das Telefon des Wladimir Wladimirowitsch steht etwas hilflos und vor allem unförmig, nicht einmal grün, sondern blödweiß zwischen den Bleistiften einerseits und den Topfpflanzen andererseits in der Stille herum. Wo denn auch sonst – als ein nicht abgehobenes Telefon, das auf seinen Sinn immer noch wartet. Nicht der leiseste, feucht zarte oder wild postsowjetische Präsidenten-Atem hat es bisher umweht, und auch die hintergründigen Pflanzen wurden zwar immer gegossen aber niemals, vielleicht in einer schwachen Stunde der Weltpolitik mit Diktatoren-Urin benetzt. Das geht uns zwar nichts an, aber so lebendig wie eine Topfpflanze im Kreml sind wir allemal, wenn auch nicht mehr lange. Über unsere etwaige Fragmentierung hinaus bleibt aber immer noch die Tragik des Telefons, das Schweigen der ästhetischen Missgeburt, die Sinnlosigkeit des Apparates als mystischer Rest über den Tod der Angerufenen und der Nichtangerufenen, der Läutenden, der Angeläuteten und der ganz und gar nicht Geläuterten als metaphysischer Rest zwischen Himmel und Erde bestehen. Allein deshalb möchte ich mit Putins Telefon eigentlich nicht tauschen. Dessen untotes telefonisches Warten zum Tod findet nämlich auf einem Besprechungstisch statt, auf den ein betrunkenen Finne nicht einmal speiben würde ... das gilt natürlich auch für die frisch erblühten, völlig angesoffenen Jungfrauen des schönen Kärnten oder die Wiener Räuberbraut als Schaffnerin in Ottakring oder am grindigen Sonnenstrand dieses grindigen Grado, das natürlich auch seine schönen Seiten hat, aber darüber sollten wir posthum vielleicht ein andermal sprechen.

Der Tisch kommt aus seiner Hässlichkeit ohnehin nicht heraus, er hat in seinem Tischsein keine Chance, im Gegensatz zur Schreibtischlampe im Hintergrund, die augenscheinlich nur darauf wartet, sich unbemerkt in den Abgrund, also auf den Boden zu stürzen, um von den liebevollen Händen einer nicht wirklich ansehnlich uniformierten Putzfrau in den Sondermüll befördert zu werden, dorthin, wo das wirkliche Leben sich abspielt, wo Lampen noch Lampen sind und Menschen noch Menschen, wie tot sie auch immer sein mögen. Aus der Sicht eines den guten Geschmack doch eher liebenden Menschen wurde diese Lampe zwar nicht mit Eleganz oder einem halbwegs erträglichen Erscheinungsbild gesegnet, sie ist uns aber doch in gewisser Hinsicht ans Herz gewachsen und deshalb lieb und wert, was aber unter den gegebenen Umständen nichts zu bedeuten hat.

Die Tragik, dieses auftragische Weise völlig neutralisierte aber immerhin polierte Selbstbewusstsein einer Zimmerpflanze,

kann uns hie und da schon beschäftigen, wenn auch nicht unbedingt zu Tränen rühren. Es handelt sich ja um ein Geschöpf im Zentrum der Macht, ein absolut privilegiertes und penibel entgiftetes Grünzeug. Das kann man von uns, ob wir nun frisch gebadet oder innerlich mit dem vierzig prozentigen Wasser des Lebens gegossen sind, nicht unbedingt sagen. Dasselbe gilt in gewisser Hinsicht für das Telefon, diesen in seiner Hässlichkeit gefangenen Apparat, dessen Zukunft schon aufgehört hat, bevor sie noch beginnen konnte. Dennoch sind wir dem in undefiniertem Weiß gehaltenen Apparat ähnlicher oder wenigstens kulturosoziologisch, nein sogar material-psychologisch näherstehend als zum Beispiel einem der viel zu viel zu vielen Bleistifte, aber nur dem einen, nicht den anderen gegenüber, die auch in ihrem unbenutzten Bleistiftsein nur gnadenhalber und mit Nachsicht aller Taxen als Bleistifte bezeichnet werden können, was ihnen aber sehr gleichgültig ist, weil ihnen nicht die Seele einer Zimmerpflanze oder einer kremlinischen Putzfrau oder Gott behüte eines odessinischen Malers im Untergrund, sozusagen unter der Wasseroberfläche der Oberflächlichkeit, halbtot, aber nicht ertrunken ... kurzum; weil ihnen dieses Seelending oder dieser Gefühlsrest, wodurch ein Wesen eben ein Wesen ist, einfach nicht innewohnt.

Aber einer der Bleistifte wird schließlich von Wladimir, dem alleinigen Besitzer der Zimmerpflanzen und allzu strengen und allzu zurückweisenden stummen Meister seines Telefons in die Hand genommen oder gar in den Mund gesteckt und mit diesen teuren Schneidezähnen sogar angebissen. All das ist, wie Hofmannsthal in Uniform aber dann doch halbnackt in seiner Franziskanerkutte so ahnungslos behauptete, eben nicht unsere schlanke Flamme oder schmale Leier, ob wir nun leben oder nicht, auf welchem Friedhof in welchem Keller und unter welcher Oberfläche auch immer.

Nein, wir fühlen uns bei aller Liebe zu den Details nicht wirklich liebevoll zerkaut oder verdaut oder gegossen, während diese – ohne Hunger und Durst und Angst – mitten im Leben schon tot sind, Dinge eben.

Dein HM

---

Herbert Maurer, Schriftsteller, Übersetzer, Essayist, Wien

E-Mail: Herbert.Maurer@gmx.at

---

TK, Maler, Lebenskünstler, Odessa